



SEHNSUCHT

Kurzgeschichten

Herausgegeben von

RAFIK SCHAMI



Sechs Sterne | ars vivendi

SEHNSUCHT

Kurzgeschichten

Sechs poetische Stimmen
Nach einer Themenidee von Monika Helfer
Herausgegeben von Rafik Schami

ars vivendi

Originalausgabe

1. Auflage Februar 2018
© 2018 by ars vivendi verlag
GmbH & Co. KG, Bauhof 1,
90556 Cadolzburg
Alle Rechte vorbehalten
www.arsvivendi.com

Lektorat: Dr. Felicitas Igel
Umschlaggestaltung: Philipp Starke, Hamburg
unter Verwendung eines Fotos von © plainpicture/Heidi
Gedruckt auf holzfreiem Werkdruckpapier
Printed in the EU

ISBN 978-3-86913-851-0

Sehnsucht

Inhalt

Monika Helfer

Liebe am falschen Platz	10
Der Bergkristall	17
Sehnsucht 1	19
Sehnsucht 2	22
Sehnsucht 3	25
Sehnsucht 4	27
Die Obstschale	29

Michael Köhlmeier

Nachtschatten	32
Reiter in der Nacht	38
Die Stunde ist da	43

Root Leeb

Die Farben der Sehnsucht	49
1. Wie Maigrün	50
2. Wie Karminrot	53
3. Wie Ultramarin	59
4. Wie Indigo	70

Franz Hohler

Das weiße Spitzchen	78
---------------------	----

Nataša Dragnić

Lenardo	94
Marlina	101

Rafik Schami	
Syrisches Klassentreffen	118
Die merkwürdige Sehnsucht des Herrn Hamid	139
Nachwort des Herausgebers	
Die letzte Burg – Ein Versuch über die Sehnsucht	154
Die Autorinnen und Autoren	178

Monika Helfer

7 Sehnsuchtsgeschichten

Liebe am falschen Platz

Ein Lastwagenfahrer, ein haariger Mann mit freundlichen Augen, fuhr und träumte auf der Landstraße. Er war gerade in einem Wohngebiet angekommen, da streikte sein Fahrzeug. Der Mann hielt an und kroch unter das schwere Gefährt, um den Fehler zu finden. Öl tropfte auf den Asphalt. Eine junge Frau mit zwei Kindern ging an ihm vorbei, er sah gerade ihre Beine, die Schnürstiefel der Frau und die Sandalen der Kinder. Die Kinder zerrten an der Mutter. Sie wollten sehen, wer darunter liegt. Die Mutter mahnte die Kinder, sie habe keine Zeit. Der Lastwagenfahrer dachte: Ihre Stimme klingt zwar genervt, aber das Rauchige darin gefällt mir. Er kroch unter dem Lastwagen hervor, um zu sehen, zu wem die Stimme gehörte. Er stand aufrecht, rieb sich die Hände an der Brust und grüßte, erst die Frau, dann die Kinder. Sein Hemd war ölverschmiert. Die Frau musterte ihn. Er fand sie ziemlich süß, fast ein Mädchen, mit toupierten Haaren und kurzem Rock.

Sie schaute ihn an und fand, dass er gemütlich aussehe, und Hintergedanken bedrängten sie. Sie fragte, ob er bei ihr einen Kaffee trinken wolle, sie habe nämlich Lust auf einen Kaffee. Der Lastwagenfahrer dachte sich: Wird wohl hoffentlich nicht nur an mir liegen, dass das, was sie sagt, zweideutig klingt, und er sagte: »Ich komme gern auf einen Kaffee, wenn Ihnen meine Aufmachung nicht zu schmutzig ist.« »Ist ja nur Öl«, sagte sie leichtfertig, »Dreck von der Arbeit kann gar nicht schlecht sein.«

Der Lastwagenfahrer, ermutigt durch ihre Reden, ging schwungvoll neben ihr her, er achtete darauf, dass sie seinen kleinen Gehfehler nicht bemerkte. Er schleifte ein wenig das rechte Bein, das kam von einem Unfall. Die junge Frau aber, ganz in Gedanken, sah zu ihm auf, denn

er war um einiges größer als sie, und dachte: Er wirkt vertrauenswürdig.

Die Kinder saßen bereits auf seinem Schoß, er hatte den Kaffee getrunken, und ihm fiel auf, dass die Frau ständig auf ihre Uhr schaute. Das gefiel ihm nicht. Den Kindern gefiel es aber sehr, auf seinem Schoß zu schaukeln, er brummte wie ein Lastwagen, bremste wie ein Lastwagen, beschleunigte und überholte. Dabei hob er seine Stimme, und sie klang wie eine Sirene.

Da sagte die Frau: »Wenn ich jetzt zwei, drei Stündchen weggehe, könnte ich die Kinder bei Ihnen lassen?« Aha, dachte der Mann, so läuft der Hase, und er war enttäuscht, hatte er ihre Zweideutigkeit doch völlig falsch eingeschätzt. Sie ist ein Luder, dachte er sich, und hat zwei so liebe Kinder, aber ich werde auf sie aufpassen.

Die Frau wiederum dachte sich, während sie sich schminkte, nämlich vor den Augen des Lastwagenfahrers sich puderte, sich die Lippen grell anstrich, an den Augen herummalte, dieser Mann, dem kann ich trauen, irgendwie erinnert er mich an den Pfarrer, den ich als Kind in Religion hatte.

Der Lastwagenfahrer, obwohl er überhaupt keine Zeit hatte, verschenkte sich an die Kinder, spielte mit ihnen und tat, was ein guter Vater tut. Er suchte nach Gegenständen, die auf einen Ehemann schließen lassen könnten, fand aber keine. Er sagte fragend zu den Kindern: »Wo ist euer Papa?« Aber sie schauten nur ungläubig. Anzunehmen, dass ihnen keiner in Erinnerung war.

Der Lastwagenfahrer, ein sentimentaler Mensch mit gescheiterten Beziehungen und einer verpfuschten Ehe, malte sich aus, wie es sein könnte, käme die Frau nach Hause und würde anstelle der Kinder auf seinem Schoß sitzen. Er kochte Milchreis, weil ihn das an seine eigene Kindheit erinnerte, auf dem Bauernhof, als seine Mama

Michael Köhlmeier

Nachtschatten

Reiter in der Nacht

Die Stunde ist da

Nachtschatten

Diese Geschichte ist unheimlich. Wer nicht weiterlesen will, muss unbedingt weiterlesen!

Es soll in Nürnberg gewesen sein – die Nürnberger bestreiten das vehement und behaupten, es war in Forchheim – die Forchheimer schwören, es sei in Ansbach gewesen, und die Ansbacher schieben es weiter nach Süden bis vor Augsburg – ach, im Grunde ist es egal, wo sich die Geschichte abgespielt hat. Aber ganz egal ist es doch nicht. Warum? Weil man den Schauplatz der Geschichte heute noch besuchen kann. Ein grausiger Schauplatz. Aber immer wieder gibt's welche, die wollen sich unbedingt eine Gänsehaut machen, und die fahren dann nach ... und übernachten im Gasthaus zum ... Dort spukt es. Heute noch. Wenn man das Zimmer Nummer ... haben möchte, bekommt man einen durchdringenden Blick, und das Übernachtungsgeld wird einem sofort abverlangt, denn es ist sehr wahrscheinlich, dass man nicht die ganze Nacht dort bleibt. Im Zimmer Nummer ... treffen sich nämlich in der Nacht zwei Schatten, und die unterhalten sich mit dem Gast ... – Aber jetzt zu der Geschichte:

In ... lebten vor vielen Jahren zwei Brüder, Nikolaus und Johannes Kreuz. Die hatten schon im Alter von drei und vier Jahren ihre Eltern verloren und waren von dieser Zeit an allein auf der Welt. Und weil nie einer lieb zu ihnen war, nie einer ihnen über die Haare gestreichelt hat, nie einer ihnen ein bisschen mehr als ein Almosen gegeben hat, meinten sie, die Welt sei nicht die ihre, und sie gehörten nicht dazu. Darüber waren sie nicht traurig. Das war so für sie, wie wenn einer zu dir sagt, du gehörst nicht zur Familie der Baumstrünke, dann bist du ja auch nicht traurig, es ist

dir schnurzegal. Und dem Johannes und dem Nikolaus war es schnurzegal, dass sie nicht zu den anderen gehörten und nicht zu deren Welt. So wird man ein Verbrecher, das ist klar. Und so wurden sie Verbrecher. Aber eine Sehnsucht hatten sie doch. Eine schöne Sehnsucht war das nicht, nein. Sie konnten nie genug haben und hatten immer Sehnsucht nach mehr. So eine Sehnsucht war das ...

Sie waren erst sechs und sieben, da stahlen sie einem Bauern ein Schwein, schlachteten es, aßen die guten Teile, die weniger guten ließen sie liegen. Sie waren acht und neun, da überfielen sie die Frau des Bezirksvorstehers, raubten ihr den Schmuck, verscherbelten ihn in der Stadt, überfielen noch am selben Tag den Hehler, nahmen ihm den Schmuck wieder ab und verhökerten denselben an einen anderen Hehler um das Doppelte. Mit zehn und elf standen sie zum ersten Mal vor dem Richter. Der aber drohte ihnen nur mit dem Finger und lachte, denn die beiden waren ja so hübsche Kerle, besonders der Jüngere, der Nikolaus, sie sahen bei Gott nicht aus, als hätten sie eine Scheune angezündet, aus Rache, weil ihnen der Bauer am Tag zuvor Steine nachgeworfen und den Johannes am Kopf getroffen hatte. Aber sie hatten die Scheune angezündet, und sie hatten dem Bauern gedroht, sollte er noch einmal einen Stein gegen einen von ihnen erheben, würden sie ihm die Kehle durchschneiden. Und das taten sie ein Jahr später. Da wurden sie gehetzt, ein Maler zeichnete ihre Gesichter, und die Bilder wurden überall aufgehängt, darunter stand: »Lebend oder tot!«

Erwischt hat man sie nicht. Es hieß, sie seien ausgewandert. Weit weg. Nach Bagdad. Nach Spanien. Nach Indien. Mancher, der behauptete, er habe sie gekannt, den Nikolaus und den Johannes, sagte aus: »Ja, ja, Bagdad, Spanien, Indien, nach dem Weiten hatten sie eine Sehnsucht, das ist wahr, so wahr, wie ich hier festklebe in diesem engen Topf!«

Root Leeb

Die Farben der Sehnsucht

1. *Wie Maigrün*

Er saß ganz klein zusammengekauert und wartete. Die Zeit schien einfach nicht zu vergehen. Uhr hatte er noch keine. Ein Vögelchen hatte sich über ihm eingenistet und flötete herzerweichend. Er wusste nicht, was es für eines war. Für einen Spatz (das war der einzige Vogel, dessen Namen er wusste) war es zu groß, und es sang so schön. Irgendwie zum Weinen. Er schluckte. Und wischte sich verschämt über das Gesicht. Dabei hielt er sich möglichst ruhig. Sie sollten ihn nicht finden. Das war sein Versteck. Nur seines, und er würde es sicher noch öfter brauchen. So wie es aussah, würde er jetzt jeden Tag hierherkommen müssen. Mama und Papa hatten sich nach dem Frühstück fast feierlich von ihm verabschiedet und irgendetwas von »kleiner Mann und große, weite Welt« gesagt. Dann hatte Mama ihn hierhergebracht. Ach, wenn sie doch käme. Draußen war es sonnig und gelb. Hier drinnen in seiner Buschhöhle eher dunkelgrün und sehr schattig. Wenigstens war es nicht kalt. Die Knie hatte er sich ein bisschen aufgescheuert, als er so schnell hier hereingekrabbelt war. Aber nicht schlimm, sie würde sicher nicht schimpfen.

Er würde ihr sagen, ist nur ein Muttermal, und sie würde lachen und ihn küssen. Schade, dass sie jetzt nicht da war. Sie hätten es zusammen so schön hier drinnen.

Jetzt hörte er Stimmen ganz in der Nähe. Max und Timo waren das. Die sollten bloß abhauen, sonst verriet sie ihn noch. Aufmerksam beobachtete er, wie die beiden direkt vor seiner Nase ihre Taschen leerten, kurz sah er etwas aufblitzen. »Toll, gell? Hab ich von Conny. Weißt du, was das ist?« Timo zog nur die Schultern hoch. »Das ist ein echter Kompass«, sagte Max etwas angeberisch. Das war wohl seine Art. Nur weil er schon älter war. Die beiden

waren zum Glück so in den Anblick von diesem Kompass versunken, dass sie sich gar nicht umdrehten und das Gebüsch hinter sich wahrscheinlich nur als Rücken- deckung brauchten. Sie tuschelten und probierten irgend- etwas aus. »Lass mich auch mal«, sagte Timo jetzt. Er klang schon ein bisschen drängelnd. Sie schienen vergessen zu haben, wo sie waren.

Er nicht, er wollte heim. Und zwar sofort. Ach, wenn sie doch käme. Bestimmt würde sie sich über sein Geschenk freuen. Sie suchte doch immer irgendwelche Schlüssel. Und heute hatte er einen ganzen Bund gefunden. Einen schönen mit hellgrünem Band. Er lag ganz allein auf einem Tisch im Zimmer seiner Spielgruppe, und bevor sie alle nach draußen gingen, hatte er ihn schnell in seine Hosentasche gesteckt. Der würde ihr sicher gefallen.

Er spähte durch die Zweige auf die Straße. Bis zur oberen Kurve konnte er von hier aus alles sehen. Sie würde schnell laufen, wenn sie käme. Sie lief immer schnell. Er hatte oft Mühe, mit ihr Schritt zu halten. Langsam musste er aufs Klo. Hoffentlich dauerte es nicht mehr lange.

»Max, Timo, kommt mal her!«, ertönte jetzt eine Stimme. Das war sicher Silvie. »Wir machen den Schlusskreis und singen noch etwas. Alle herkommen, bitte!«

Nein, das konnte er nicht. Alle würden dann wissen, wo er die ganze Zeit gesteckt hatte.

Da sah er sie. Sie kam die Straße heruntergelaufen und hatte noch dasselbe Kleid von heute Morgen an. Obwohl doch mindestens hundert Jahre vergangen waren.

Endlich! Auf allen vieren kroch er schnell zum Tor, und draußen war er.

»Ach, mein Spatz, da bist du ja schon, mein Lieber! War's denn schön?«, rief sie, hob ihn hoch und drückte ihn an sich.

Er nickte und schmiegte sich an sie.

Franz Hohler

Das weiße Spitzchen

Das weiße Spitzchen

Seine Frau hatte ihn gewarnt.

Seine Tochter hatte ihn gewarnt.

Seine Freunde hatten ihn gewarnt.

Selbst ich, der Autor, hatte ihn gewarnt.

Es hatte nichts genützt.

Henri Martin, französisch ausgesprochen, zweimal nasal, Direktor einer großen Krankenkasse, war in Visp umgestiegen und saß nun in Bergsteigerausrüstung mit einem Eispickel auf den Knien im Zug nach Zermatt. Wie war es dazu gekommen?

Bei der Maturitätsfeier seiner Tochter hatte der Rektor über das Thema »Aufbruch« gesprochen. Ein Saxofonspieler hatte danach, von einem Pianisten und einem Kontrabassisten begleitet, seine Maturaarbeit vorgetragen, eine brillante Eigenkomposition, die er »Let's go« nannte, und dann hatte Henris Tochter Juliette ein Gedicht von Conrad Ferdinand Meyer rezitiert, das mit den Worten beginnt: »Ein blendendes Spitzchen blickt über den Wald« und mit den Versen endet:

Das Spitzchen, es ruft mich, sobald ich erwacht,
Am Mittag, am Abend, im Traum noch der Nacht.

So komm ich denn morgen! Nun laß mich in Ruh!
Erst schließ' ich die Bücher, die Schreine noch zu.

Leis wandelt in Lüften ein Herdegeläut:
»Laß offen die Truhen! Komm lieber noch heut!«

Als seine Frau lächelnd zu ihm blickte, um den Stolz über ihre Tochter mit ihm zu teilen, sah sie, dass ihm die Tränen über das Gesicht liefen.

Beim Abendessen fragte sie ihn, was ihn so gerührt habe. Noch nie hatte sie ihn weinen sehen, weder beim Tod seiner Mutter noch beim Tod seines Vaters.

Henri sagte nichts.

Es habe sie natürlich auch bewegt, dass ihre Tochter so schön vorgelesen habe, und vor allem, dass sie nun mit der Schule zu Ende sei und dass damit auch für sie als Eltern ein Lebensabschnitt zu Ende gehe; und dass Juliette jetzt nach Bolivien verreisen werde, um Spanisch zu lernen, mache sie selber auch etwas melancholisch, fuhr seine Frau fort, in der Erwartung, dass Henri das Angebot ihrer eigenen Rührung annähme und ihr etwas über seine Gefühle erzählte.

Henri sagte nichts.

Ob es Juliettes schauspielerische Fähigkeiten gewesen seien? Die Eindringlichkeit ihres Vortrags? Ihre Jugend?

Henri schüttelte den Kopf und trank einen Schluck Wein.

»Das Gedicht«, sagte er dann.

Das Gedicht? Wirklich?

Ja, das Gedicht. Er habe das weiße Spitzchen sofort erkannt.

Wie das?

Das Weisshorn. Das Walliser Weisshorn.

Ob das nicht einfach ein poetisches Bild sei?

Für den Dichter vielleicht, aber nicht für ihn. Er sei in seiner Jugend oft mit den Eltern im Goms in den Sommerferien gewesen, und jedes Mal, wenn er das Spitzchen des Weisshorns gesehen habe, sei der Wunsch in ihm aufgestiegen, dort hinaufzugehen. Heute sei dieser Gipfel in den Versen plötzlich wieder erschienen, und er habe gemerkt, dass sein halbes Leben vorbeigegangen sei und er etwas Wesentliches verpasst habe.

Aber sie seien doch wandern gegangen, in den Bergen, in Griechenland, in den Cinque Terre.

Nataša Dragnić

Nah am Wasser

Lenardo

Lenardo liebte Brücken. Brücken bedeuteten, dass Wasser in der Nähe war. Deswegen hatte er sich diese Stadt ausgesucht – eine Stadt am Meer, in der man mit einem Fuß immer auf einer Brücke stand und wo sich keine Entscheidung wie eine solche anfühlte.

Über eine Brücke zu gehen stellte für Lenardo immer einen Balanceakt dar, auch wenn sie breit und solide und vertrauenswürdig war: Das Gleichgewicht zu halten war genauso wichtig, wie den Blick auf einen Punkt in der Ferne zu richten.

Lenardo liebte vor allem kleine Brücken. Solche, die man, wenn man in Eile oder in Gedanken verloren war, leicht übersehen konnte. Solche, die es verstanden, sich nicht aufzudrängen, und gelassen vor sich hin warteten: auf einen aufmerksamen Schuh, einen festen Handgriff am Geländer. Auf Lenardo. Und er kam. Immer wieder kam er und stellte einen Fuß vor den anderen, blieb am höchsten Punkt des Bogens stehen und sah sich um. Immer wieder sah er sich um, als wäre es das erste Mal. Als gäbe es etwas zu sehen, etwas Neues zu entdecken. Jeden Tag.

Lenardos Lieblingsbrücke war jene breite Stufenbrücke aus Ziegelstein und Holz, die so niedrig und deren Bogen so eng war, dass nur die kleinsten Boote darunter durchkommen konnten. Sie führte von Lenardos Wohnung zum Platz mit Lenardos Lieblingsbuchhandlung und seinem Lieblingscafé. Da saß er jeden Morgen, bevor er ins Büro ging, trank seinen zweiten Kaffee, blätterte in den Tageszeitungen und hoffte, sein Handy würde klingeln. Seit Monaten sehnte er sich danach, nach einem bestimmten Klingeln, ihrem Klingeln, einer einfachen Gitarrenmelodie,

die ihren Namen trug. Seit Monaten wartete er, ohne zu warten, denn es gab nichts mehr zu erwarten, es ist vorbei, du hast dich entschlossen, sagte sein Verstand; man weiß nie, das Leben ist voller Überraschungen, meinte das Herz und ließ Lenardo nach dem Handy greifen, vielleicht, man weiß nie.

Lenardo hob den Blick, ließ die Zahlen und Prognosen und schlechten Nachrichten auf dem Tisch liegen, stand auf, starrte die Brücke an, die er vor einigen Minuten überquert hatte, und bewegte sich nicht.

Als hätte er sie gesehen.

Elena.

Als hätte er Elena gesehen. Ihren Rücken, gerade, stolz. Wie er sich rasch von ihm entfernte.

Schon wollte er ihm nachlaufen, wie schon oft in den letzten Monaten – voller Sehnsucht, voller Hoffnung –, als ein falscher Klingelton ihn zurückhielt, kein selbst komponiertes Lied, nein, ein vorprogrammierter, einer, den er mit Millionen anderer Nutzer dieses Handymodells teilte. Er drückte den Anruf weg. Es gab alle Menschen. Und dann noch Elena.

Und Elena war weg. Elena würde nicht mehr kommen. Es sei vorbei, hatte er gesagt, nein, er hatte es geschrieben, ein Feigling. Und Elena hatte geantwortet: Danke für alles.

Er hätte losschreien können.

Danke für alles.

Einfach so.

Stille herrschte auf dem Platz, die Leute eilten im Frühlingslicht: Der Himmel konnte sich nicht entscheiden, im Osten färbte er sich orange, im Westen verdeckten Wolken wie aus ungereinigtem Silber sein helles Blau. Das Wasser unter der Brücke wölbte sich leicht und geschmeidig, ließ Lenardo an seine Gitarre denken. Ihren glatten, warmen, wenn auch eigentlich immer kalten Körper. Plötzlich

Rafik Schami

Syrisches Klassentreffen

*Die merkwürdige Sehnsucht
des Herrn Hamid*

Syrisches Klassentreffen

Oder die unglaubliche Nacht des Syriers Elias Schabin

Manchmal ist für mich das Beisammensein mit anderen nach einer Lesung genauso spannend wie die Lesung selbst. Die Gespräche und Diskussionen, das gemeinsame Essen und Lachen sind für mich immer eine ungeheure Bereicherung. Und ab und zu gibt es sogar eine Überraschung. Manchmal bekomme ich nämlich, wenn ich genau zuhöre, auch eine Idee für eine Geschichte. Ob dann wirklich etwas daraus wird, bleibt dahingestellt, aber wenn ich mir kurz vor dem Einschlafen im Hotel etwas notiere, das ich aufgeschnappt habe, dann herrscht in mir angesichts dieses Geschenks immer eine kindliche, hoffnungsfrohe Stimmung.

Gelegentlich bittet mich jemand um ein kurzes Gespräch nach dem Essen. Und hin und wieder dauert das Gespräch dann bis zum Morgengrauen.

So gut wie nie aber schenkt mir jemand eine komplette Geschichte. Elias jedoch, ein siebzigjähriger syrischer Arzt, der in der Nähe von Hannover lebt, tat genau das. Er sagte mir beim Signieren, er sei mit dem Buchhändler befreundet, und dieser habe ihn zum gemeinsamen Essen mit mir und einigen anderen Leuten eingeladen. Kurz darauf saß er mir beim Italiener gegenüber, und wir unterhielten uns, wann immer es möglich war, auf Arabisch miteinander. »Willst du eine unglaubliche Geschichte haben?«, fragte er unvermittelt.

»Nein, ich habe genug davon auf Lager«, antwortete ich eher abweisend und fast zynisch.

»Aber so eine wie meine hast du niemals. Ich habe sie selbst erlebt.«

Diesen Satz habe ich schon oft gehört. Aber für mich liegt darin kein Argument für die Stärke einer Geschichte, eher ist es ein Zeichen der Schwäche. Was soll das schon bedeuten: »Ich habe sie selbst erlebt«? Diese Versicherung hört sich eher pubertär an.

»Tja, ich glaube gern, dass sie für dich persönlich spannend ist«, erwiderte ich etwas ernster, da ich den freundlichen grauhaarigen Mann nicht verletzen wollte, er war wirklich äußerst charmant. »Die Frage aber ist, ob auch andere Menschen einen Zugang dazu haben. Was für mich spannend ist, muss nicht zwangsläufig für die anderen spannend sein.«

»Meine Geschichte ist es sehr wohl, oder hast du jemals ein Klassentreffen mit Dämonen gehabt?«

Ich erschrak zutiefst. »Dämonen?«, fragte ich nach, um ein wenig Zeit zu schinden und aus der Grube, in die mich der Schreck geworfen hatte, herauszukommen. Ich muss ihn lange angestarrt haben.

»Deine Pizza wird kalt«, sagte er leise und lächelte. »Hier ist die Geschichte, du kannst sie in Ruhe lesen, irgendwann in den nächsten Tagen«, fügte er hinzu und schob einen grauen Umschlag über den Tisch. Darauf stand nur: *Für Rafik*. Ich steckte den Umschlag ein und schüttelte das seltsame Gefühl, das von mir Besitz ergriffen hatte, ab.

Der Abend verlief heiter, und allmählich löste sich die Gesellschaft auf. Als ich von der Toilette zurückkam, war der Kreis noch kleiner geworden. Auch Elias war gegangen. Ich wunderte mich etwas, dass er, ohne sich zu verabschieden, aufgebrochen war. Der Buchhändler bemerkte meine Verwunderung und schaute mich fragend an: »Suchst du deinen Freund? Er ist schon weg.«

»Hast du vielleicht seine Postanschrift? Oder seine E-Mail-Adresse?«, erkundigte ich mich.

»Nein, ich kenne ihn nicht. Er sagte mir nach der Lesung, er sei seit der Grundschule mit dir befreundet,

Die Macht der **SEHNSUCHT**,
ihre Quelle, ihr Geheimnis –
erkundet in Kurzgeschichten
voller Kraft und Poesie:

- ★ Monika Helfer
- ★ Michael Köhlmeier
- ★ Root Leeb
- ★ Franz Hohler
- ★ Nataša Dragnić
- ★ Rafik Schami